

# Sächsische Volkszeitung

erschint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.  
Preis: 15 Pf. pro Quartal, 50 Pf. pro halbjährlich, 1 Mark pro jährlich.  
Abbestellung: 15 Pf. pro Quartal, 50 Pf. pro halbjährlich, 1 Mark pro jährlich.

Unabhängiges Tageblatt für Wahrheit, Recht u. Freiheit.

Anzeige werden die für die Zeitungsverwaltung über den Raum von 15 Pf. pro Zeile, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.  
Werbung: 20 Pf. pro Zeile, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.  
Werbung: 20 Pf. pro Zeile, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.

## Der Konflikt in Frankreich.

Die „Ironie der Weltgeschichte“ treibt die sonderbarsten Blüten; zwei europäische Staaten haben derzeit einen früheren Theologen an der Spitze ihrer Regierungen; einer war katholischer Theologiestudent und einer ein protestantischer Geistlicher, der Ministerpräsident Combes in Frankreich und der Ministerpräsident Kuiper in den Niederlanden. Die Katholiken unterstützen den reformierten Theologen, der an der Spitze eines konservativ-katholischen Kabinetts steht und sind gezwungen, den katholischen Theologen energisch zu bekämpfen.

Wir haben in der Sonntagsnummer einen Ausspruch Kuipers besprochen, den er in der französischen Zeitschrift „La Revue“ gab als Antwort auf die Anfrage, ob eine Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche zur Bekämpfung des Unglaubens möglich sei. Herr Combes würde wohl die Ansicht des Theologieprofessors Garnad geteilt haben, daß die Nacht immer kürzer wird, zu welcher Zeit die Völker nur noch in der Anstalt, genannt Kirche, schlafen sollen, sonst sollen sie in Gottes freier Luft unterschiedslos promeneren; es ist das das Freimaurerideal Garnad und Combes würden sich die Hände reichen.

Aber auch der protestantische Theologieprofessor Garnad würde kaum jene Mittel billigen, die der ehemalige katholische Theologe anwendet. Es ist dem französischen Ministerium, an dessen Spitze der katholische Theologe steht, vorbehalten, Offiziere deshalb zu maßregeln, weil sie oder Frauen und Kinder die Messe besuchten und zur heiligen Kommunion gehen, denn das wird heute schon als Skandal bezeichnet. Es ist dies ein neuerlicher Beweis für den Satz, daß ein Apostat die katholische Kirche und alles, was katholisch ist, mit infernallem Haß verfolgt, mit einem Haß, dem nur in den seltensten Fällen und dann meist nur aus Unwissenheit ein Protestant zeigt. Julian der Abtrünnige findet in der Weltgeschichte entschieden moderne Aufgaben.

In dem französischen Konflikt hat nunmehr der heilige Vater selbst das Wort ergriffen in dem geheimen Konfistorium, das am letzten Sonntag abgehalten worden ist und von dem wir in der letzten Nummer den Auszug der Ansprache nach dem Wolffischen Bureau brachten. Aus dieser Rundgebung spricht jenes Gottvertrauen, das nie aus dem Reichgewicht bringt und jene Ruhe, welche das Eintreten für die heilige Sache verleiht.

Papst Pius X. bedauert in seiner Ansprache den Konflikt in Frankreich, zumal derselbe dazu führt, daß die Regierung der Kirche gebietet ist und keine Bischöfe mehr ernannt werden können. Aber mit aller Entschiedenheit betont er auch, daß allein die französische Regierung die Schuld an dem Konflikt trägt und daß die fortdauernde Verletzung der Rechte der Kirche und die Herabsetzung des heiligen Stuhles einen öffentlichen Protest herausgefordert hätten. Der heilige Vater gibt sich auch über die Weiterentwicklung seiner Läuherung hin. Er selbst weiß, daß kein Protest leider bei dem derzeitigen Geist der Mehrheit der französischen Volksvertretung ungehört verhallt, und er rechnet bereits damit, daß „die Regierung ihre letzten Ziele erreichen werde“. Diese gehen bekanntlich auf Kündigung

des Konkordats und damit auf böllige Trennung von Staat und Kirche. Aber auch das findet den heiligen Vater nicht unvorhergesehen und nicht furchtbar; das Vertrauen zur Hilfe Gottes, welcher die Welt besiegt hat, ist dem heiligen Vater Trost und gibt ihm Kraft.

Diese päpstliche Kundgebung wird einerseits die Widerheit des französischen Volkes stärken für die bevorstehenden Kämpfe, da sie weiß, daß die Kirche und der Segen Gottes ihr zur Seite steht. Die radikal-sozialdemokratische Mehrheit aber wird nun aufs neue über die „Einnischung“ des Papstes sich besinnen und jetzt rascher auf ihre Ziele hinarbeiten. Der Zeitpunkt für diese Kundgebung Kombs ist sehr klug gewählt; der heilige Vater nimmt selbst Bezug „auf die letzten Ereignisse“. Bisher konnte man sich immer noch mit der geringen Hoffnung tragen, daß die derzeitige Regierung gestürzt werde. Nachdem dies aber selbst nicht infolge der Enthüllung des schmachlichen Ueberwachungsdienstes der Freimaurerei geschehen ist, darf man für absehbare Zeit hiermit nicht mehr rechnen. Die parlamentarische Mehrheit nutzt in brutaler Weise die Situation aus. Sie stolzt nicht über „juristische Zwirnsträden“ und wenn sie die Zeit für die Schiffstauer. Kom gibt der Kampf, geführt mit den verwerflichsten Mitteln.

Da nun eine Verhinderung in höhere Aussicht zu nehmen ist, hat Combes dieser Tage das Projekt auf Trennung von Staat und Kirche der Deputiertenkammer unterbreitet und hierbei die Einmütigkeit des Kabinetts betont. So hat Pius X. in ganz richtiger Abwägung all dieser Momente gerade die jetzige Situation am geeignetsten gefunden, um seine Stimme zu erheben.

Die „letzten Ziele“ der Freimaurerregierung sind Trennung von Staat und Kirche; damit fällt das Konkordat und mit ihm die staatliche Unterstützung von jährlich 40 Millionen Frank, welche die Kirche genossen hat; bekanntlich ist diese Summe nur ein winziger kleiner Ertrag für die säkularisierten Kirchengüter, welche die französische Revolution verlor. Aber mit diesem Judok für die Befolgung der katholischen Kirchensteuer hat der Staat auch einen sehr weitläufigen Einfluss auf die Kirche erhalten, so daß selbst die protestantische „Kreuzzeitung“ zugestimmt.

Die Konkordatsbischöfe und Konkordatsgeistlichen sind zum großen Teil unfähige Agenten des jeweiligen politischen Systems und verlegen völlig, wenn es zwischen Staat und Kirche zum Bruch kommt. Der „gemäßigte“ Mittel, welcher die Aufhebung des Konkordats gegenüber Combes bestrafte, hat das sicherlich im Interesse des Staates getan und nicht der Kirche, denn er selber steht keineswegs auf kirchlichem Boden.

Es ist überhaupt interessant, die Auffassung dieses protestantischen Blattes näher kennen zu lernen. Dasselbe warnt bereits die liberale deutsche Presse, von der Kündigung des Konkordats abzuhalten zu erwarten. Die ausfallenden 40 Millionen würden gewiß mit Leichtigkeit von den gläubigen Katholiken aufgebracht werden. Aber auf der anderen Seite würden dann alle Skleriker, da sie vom Staate nichts mehr zu hoffen und auch nicht Gehaltszwecke zu befürchten hätten, in eine geschlossene Linie für Kom und gegen Combes auftreten; diese Einigkeit des Klerus habe der französische Staat nicht kennen gelernt. „Bei Konflikten mit der Kirche haben ihn stets mehrere Bischöfe und zahl-

reiche Priester offen und im geheimen unterstützt, schon wegen der Aussicht auf Beförderung, die sie vom Konkordat aufgelöst, so wissen alle, daß sie nur noch Halt an ihren irdischen Ehem haben, und dann wird sich der eine noch eifriger und staatsfeindlicher zeigen als der andere. Selbst wenn dann der ganze Klerus Frankreichs der royalistischen oder bonapartistischen Partei beitrete, würde die Staatsregierung absolut ohnmächtig sein, dies zu verhindern.“ Selbst Combes wisse gut, daß dies eintreten werde und deshalb luche er durch die Staatschulen „lauter Freidenker“ zu erziehen! Aber diese Rechnung sei falsch; sobald für die Kirche die Fesseln des Konkordats gefallen seien, werde sie sich mit Leichtigkeit die Unterrichtsfreiheit erobern und dann erst recht getätigt werden. In die Kammer werde eine „starke liberale Partei“ einziehen und hier mit einer Rücksichtslosigkeit vorgehen, die man in Frankreich seither nicht gekannt habe. Deshalb kommt das protestantische Blatt zu dem Schluß: „Sobald das Konkordat fällt, hat der Papst schon halb gewonnen.“ Das lasse schon sein jetziges Verhalten erkennen, das frei von jeder weiteren Nachgiebigkeit sei! So weit das protestantische Blatt, das gewiß den Konflikt in Frankreich ruhiger beurteilt als die himmelhoch jauchzende liberale Presse.

Wenn die Trennung von Kirche und Staat Gesetz wird, so wird dadurch nicht bloß die katholische Kirche betroffen, sondern auch die Protestanten und Juden. Ein protestantischer Barrer führt im „Siecle“ darüber folgendes aus:

„Am Tage nach der Veröffentlichung dieses Gesetzes würde die reformierte Kirche sich in kleine Stücke zerbrockeln, ohne Zusammenhang und ohne Oberleitung. Viele dieser Bruchstücke würden zu Grunde gehen. Die im ganzen 700 000 bis 800 000 Protestanten, die über ganz Frankreich zerstreut sind, seien in gewissen Departements reich und zahlreich genug, um für sich selbst aufzukommen. Aber in anderen Departements seien sie so dünn gesät und so arm, daß sie nur im Anschluss an eine nationale Vereinigung und durch Hilfe einer Zentralkasse bestehen können. Die Departements Gironde, Dordogne, Finisterre, Ille-et-Vilaine, Nièvre, Allier, zählen nur je eine Pfarrei; andere, Orne und La Manche, nur zwei.“ Ueber den Artikel 9 (Beschränkung des Kulturfonds) schreibt derselbe Barrer: „Wenn man unsere Kirchen zerstören will, dann komme man uns nicht, von Wohlthunern zu reden. Diese Ironie wäre zu grausam. Wir können nicht an eine solche Absicht glauben, und wir appellieren vertrauensvoll von einer schlecht unterrichteten Regierung an eine eruditere und wahrhaft gerechte.“ Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Lutherische Synode zu Paris einmütig einen energischen Protest gegen die Pläne der Regierung erlassen hat, von denen sie die größte Schädigung ihrer Organisation befürchtet. Daß auch das Judentum schwere Schädigungen von der kircheneindlichen Aktion zu befürchten hat, hat der Großrabbiner dieser Lage erklärt. Man sieht daraus, daß der Kampf der Freimaurerregierung gegen die Religion überhaupt, in erster Linie natürlich gegen die katholische Konfession geht.

Die deutschen Katholiken haben zwei Lehren aus der

## Ein Vermißter.

(Nachdruck verboten.)  
[Schlage vom ostasiatischen Kriegsschauplatz von W. v. D. Doo.]

„Um Gotteswillen erbarmet euch und sagt mir endlich die Wahrheit. Die Wahrheit — hört Ihr — und wäre sie noch so furchtbar, oder ich verfall dem Wahnsinn. Was ist aus ihm geworden? Nun? Gefallen? Ihr wollt es nicht wissen und weint? O pfiu, ihr lügt. Aber ihr habt keine Ahnung, könnt keine Ahnung davon haben, wie sehr ich ihn liebe. Wenn es einen Gott der Liebe und des Erbarmens gäbe, so müßte er mich schon längst erhört und mir die Wahrheit haben verkündigen lassen, denn ich bitte, siehe, schreie bei Tag und bei Nacht, auf den Knien liegend, um Erlösung aus dieser Qual der Ungewißheit. Aber es gibt keinen Gott. Ganz gewiß nicht! Ich glaub' es nicht mehr. Es ist alles Schwindel!“

„Jefatharina! Um deiner Seele willen halt' ein! Du weißt nicht, was du redest in deiner Angst. Wir wissen von Orlof leider so wenig wie du. Siehst du nicht auch uns in unbeschreiblicher Traurigkeit und aufgelöst in Schmerz? Dennoch wollen wir nicht verzagen an Gottes Vatergüte, vielmehr fortgesetzt ihn bitten, daß er alles zu einem guten Ende führe. So trage du es doch auch, Kind. Werde still, besonnen, durch Vertrauen auf Gott.“

Die sanften, tröstenden Ermahnungen blieben ohne jeden Erfolg, heute ebenso wie täglich seit vier Wochen, nachdem Orlof als „vermißt“ gemeldet worden war.

Jefatharina, ein kaum den Kinderstufen entwachsenes, bildschönes Mädchen mit einer Figur wie von Künstlerhänden gemeißelt, gebürdete sich nur immer wilder, bis schließlich ein Weintrank sie niederwarf und ihre feurig anstürzende Kraft zügelte. Sie war die einzige, vielumworbene Tochter des reichsten Kaufmanns im Städtchen und hatte den Eltern als herbstlicher Liebling die Bewilligung abgerungen zum Verlöbniß mit dem im väterlichen Geschäft tätig gewesenen Handlungsgehilfen Orlof, welcher der älteste Sohn in der armen Lehrersfamilie war, zu der sie nun täglich 3- oder 4 mal hinstürmte, um Nachricht zu empfangen über ihn, der gleich nach der Mobilmachung hatte mitziehen müssen in den Krieg und seit der ersten

Schlacht am Jalu vermißt wurde. Szenen wie oben geschildert, waren in dem Lehrerbüchsen an der Tagesordnung.

Die Japaner hatten nach ihren siegreichen Siegeszügen schon etwa 30 000 Mann an Land gesetzt und markierten nach Norden zu, um über den Jalu weiter einzudringen in das gewaltige Jarenreich und mit seiner Armee ebenso kurzen Prozeß zu machen wie mit seiner Marine.

Zugelang hatte es unaufhörlich geregnet, heut' ist die Luft klar und rein, kalt allerdings, sehr kalt, aber die nächsten Stunden werden wohl Arbeit genug bringen, bei der einem noch heiß werden kann. — Nichtig! Fern am Horizont entdecken die Offiziere mit den scharfen Gläsern schon ein Wüßern und Flimmern, das nur von den Helmen und Bajonett-Zwischen der Japaner herrühren kann. Sie haben sich nicht getäuscht. Die Mittelteil von Herannahen des Feindes läuft von Abteilung zu Abteilung, von Mann zu Mann. Ein minutenlanges Murmeln und Flüßtern geht durch die Reihen. Dann wird es auf Befehl des Stabskommandierenden still, denn der Feind wird schon sichtbar in ganzer Figur. Die Adjutanten jagen in gestrecktem Galopp hin und her, die Befehle der Kommandeure den Führern der einzelnen Abteilungen zu vermitteln. Die Artilleristen erwarten in jedem Augenblick den Befehl zum Feuern, kann doch der schon in Schützenlinien ausgeschwärmt Feind nach ihrer Schätzung höchstens noch 6000 Meter entfernt sein. Aber bei klarem, kaltem Wetter schätzt man die Entfernungen stets zu kurz ab, das weiß der Oberstkommandierende sehr gut, darum wartet er noch. Die Japaner, die doch gleichzeitig Artillerie mit sich führen, feuern ja auch noch nicht.

Jetzt schätzt der General den Feind auf 4000 bis 4500 Meter, also berechnet er nach den langjährigen Erfahrungen des leichten Laufschens bei schönem Wetter die Entfernung auf 5000 bis 5500 Meter, gibt den Artillerieabteilungen Befehl zum Stellen des entsprechenden Winkels — „Erstes Geschütz — Feuer!“ — „Zweites Geschütz — Feuer!“ — „Drittes Geschütz — Feuer!“ — „Viertes — Haakt!“ — „Stopfen!“ Sämtliche Geschosse sind weit vor dem Feind

in die Erde gefahren, das beweist, wie mit den Gläsern genau beobachtet, der aufliegende Boden. Also immer noch zu kurz geschätzt!

Wieder sind etwa 5 Minuten vergangen, da erkennen die russischen Führer, daß auf der rechten Flanke des Feindes mehrere Batterien in Karriere auffahren. Jetzt wenden sie um mit einer Schweißigkeit, die ihres Gleichen sucht, wannen ab und bum! tönt der erste Gruß auch schon herüber. Ebenfalls zu kurz! Haha! Einen Augenblick Pause. Dann bum! — Das zweite japanische Geschütz, erst den Erfolg des ersten genau beachtend, sendet einen Granatenhagel mitten unter die entsetzten Russen. Drei Betroffene machen gleichzeitig einen Luftsprung und fallen tot zur Erde. Und nun beginnt ein mörderisches Artilleriefeuer, hüben und drüben, mit gleichen, schrecklichen Erfolgen. Das ist das „eiserne Würfelspiel“.

„Sprung! Auf! Marsch — marsch! — Hinlegen!“ — „Sprung! Auf! Marsch — marsch!“ — „Hinlegen!“ In solchen Sätzen, genau so, wie es auf den deutschen Übungsplätzen geübt wird, bringt die japanische Infanterie heran, ist in wenigen Minuten bis auf 500 Meter den Russen auf den Leib gerückt, da beginnt es auf beiden Seiten zu knattern und zu prasseln, zu zischen und zu pfeifen, in das Prällen und Donnern der Kanonen hinein, daß selbst einem starknervigen Manne Hören und Sehen vergehen kann. Die vereinzelten Aufschreie der Verwundeten und Fallenden werden nicht gehört, das unbeschreibliche Blut und die durch die Luft fliegenden, abgerissenen Körperteile und Splitter werden nicht beachtet. Nur über Leiden geht ja der Sieg! Ein unheimlich düstres, jimmerwährendes Schauspiel — das ist der Krieg.

Die Würfel sind gefallen, die eisernen und die unfeindbaren Würfel des Vaters der Weltgeschichte. Die Russen, die ebenso wie die Japaner gekämpft haben, mutig wie eine gereizte Löwin, zieben sich wohl geordnet, aber unauffällig zurück, die nachdrängenden Feinde zwar immer noch stark beschickend, aber ohne Hoffnung, ohne Aussicht auf den Siegeslorbeer. Den hält zu fest die feindliche Faust.